

Katja Lange-Müller

Was in uns blickt zurück? Missverständnis, Missvergnügen, Missgeschick...

Lesung zur Bekanntgabe der Gewinner der Preisfrage 2003 am 3. Juli 2004 in Halle (Saale)^Ö

Ein paar Worte vor der Lesung

In der Fußgängerpassage des norddeutschen Städtchens Stade gibt es ein Dohlenweibchen, das Einheimische und erst recht Touristen immer wieder erschreckt, erstaunt, amüsiert, denn es sagt „Tach“, den ganzen Tag lang nichts als „Tach“. Womöglich war diese Dohle einst mit gebrochenem Flügel gefunden, aufgenommen, gesund gepflegt und wieder frei gelassen worden. Nun lebt die Einzelgängerin – schon seit geraumer Zeit –, wie man mir versicherte, am Ende der Stadeschen Einkaufsmeile und krächzt mit ihrer Rabenvogelstimme dieses eine Wort, das sie nur von einem Menschen gelernt haben kann: „Tach“; sie sitzt in einer Platane und ruft es hinunter, sie reckt den blauäugigen Kopf hinter einem Abfallkorb hervor und schreit: „Tach“. Sie hüpfert in komischen Schleifen über das Pflaster: „Tach, Tach, Tach,... Der Stader sagt – ebenso wie der Hamburger – zu jeder Tageszeit „Morjen“; die Dohle antwortet: „Tach“. Ein anderer Mensch fragt: „Wer bist du denn.“ – „Tach“, macht die Dohle. Wieder ein anderer wirft ihr ein Stück von seinem Fischbrötchen zu. Die Dohle bedankt sich mit „Tach“.

Ein Dortmunder, der sein Geld als Maschinenbau-Ingenieur verdiente, betrieb so lange er lebte das Hobby der Entomologie und war speziell den Schlupfwespen verfallen. Er zeichnete sie mit Talent und Hingabe, im Maßstab ein zu eins und in diversen größeren Größen, schwarzweiß und farbig, auf Karton, Notizblätter, Buchseitenränder. So detailgetreu, so zierlich, so seltsam beseelt gerieten dem Ingenieur diese Insektenbildnisse, daß man sich bei ihrem Anblick nicht des Eindrucks erwehren kann, der Mann habe die Tierchen nicht nur bewundert, sondern auch geliebt.

Sagt die Stader Dohle ihr „Tach“ aus Menschenfreundlichkeit? Zeichnete der Dortmunder Ingenieur und Hobbyentomologe derart wundervolle Schlupfwespen, weil er sich denen näher fühlte als seinen Mitmenschen? Haben das Dohlenweibchen und der Menschenmann etwas gemeinsam, womöglich mehr als die Tatsache, daß die eine „Tach“ sagen kann und der andere eben diesen slangverstümmelten Gruß gleichfalls hervorbringen konnte?

Ich weiß es nicht und werde es nie erfahren, aber es macht mir Spaß, darüber zu spekulieren. Seit es Menschen und Tiere gibt, richtiger Tiere und Menschen – denn sowohl die Schöpfungsgeschichten aller Religionen als auch die wissenschaftliche Forschung gehen davon aus, daß es nahezu jede tierische Spezies vor allen Menschenarten gab – interessieren wir uns für diese so anderen und irgendwie doch verwandten Wesen. – Mehr als jene sich für uns Menschen interessierten und interessieren?! Das läßt sich so pauschal nicht behaupten, dafür sind sie zu verschieden voneinander – und wir sind es ebenfalls. Manche von uns interessiert eher das, was wir mit den Tieren gemeinsam haben, andere nur das, was uns von ihnen unterscheidet. Einst, als wir uns noch nicht sehr weit von den Tieren entfernt wähnten, mussten wir uns für sie interessieren, denn wir hatten Hunger und die Tiere hatten auch welchen. Wir sahen einander an mit dem Blick der Hungrigen, und aus dieser ebenso existenziellen wie wesentlichen Verwandtschaft ergab sich, so paradox es klingt, bald des Menschen Freundschaft zu einigen Tieren. Wir schufen aus dem Wolf, dessen potentielle und oft genug auch

reale Beute wir waren, den Jagdhund, der uns hilft, das Wild zur Strecke zu bringen und den wir für seine Dienste belohnen, indem wir mit ihm teilen, den Hütehund, der gegen Futter aus unserer Hand unsere Schafe beschützt vor seinen ehemaligen Artgenossen, den Schoßhund, der uns heute mit Pudelfrisur oder auf Dackelbeinen durch unsere Straßen und unser Leben begleitet und zu unseren Füßen sitzend feine „Cäsar“-Menüs verzehrt, die teurer sind als der Mikrowellen-Fraß, den wir in uns hineinschaufeln.

Was im Hund, wenn nicht Hunger, vielleicht auch der nach Liebe, schaut uns heute an? Was in uns, wenn nicht Liebe oder der Hunger danach, schaut zurück? – Selbst im Jahre 2004 nach Christi gibt es noch andere Tiere als Hunde und andere Menschen als uns, sicher, gewiss, natürlich (?)

Doch da ich mehr Schriftstellerin als Philosophin oder gar Polemikerin bin, will ich Ihnen aus Anlaß der heutigen Festveranstaltung zwei kleine Erzählungen vorlesen, Texte, die hoffentlich keinen Hund hinter dem Ofen hervorlocken, die kein Schwein versteht, die keiner Fliege etwas zuleide tun...

Mensch, Katze

Wie kam ich bloß zu dieser Geschichte? Hat sie mir jemand erzählt? Las ich sie in einem verschollenen Buch oder im unerforschlich gleichmütigen Blick einer Katze? War sie ein Traum, an den ich mich bis heute erinnere? Alles zusammen womöglich? Ich kann es nicht sagen. Nur dies weiß ich genau: Jedes Mal, wenn mir eine Katze begegnet, vielmehr ich ihr, denn eine Katze, die mich nicht sehen will, bekomme auch ich nicht zu Gesicht, – fällt mir wieder ein, wie das gewesen sein soll mit der Katze, dem Lieben Gott und dem Menschen.

Es war am Ende des vorletzten Tages der Schöpfung; die Sonne, die ja, wie die Gestirne alle, bereits existierte, ging gerade zum fünften Male unter, da saß auf Gottes mächtiger, lehmbeschmadderter Töpferscheibe fix und fertig die Katze. Sie war prachtvoll, kleiner, aber getigerter als selbst der Tiger, ihr Fell, vom rosigen Näschen bis zum buschigen Schwanz, dicht und seidig, die Schnurrbarthaare, kühn geschwungen, zart und elastisch wie gesponnenes Silber, sträubten sich empor zu ihren beiden phosphorgrün leuchtenden Irisscheiben, in denen, ebenmäßigen Kernen gleich, die schwarzen Ellipsen der Pupillen steckten. Ihre gepolsterten Vorderpfoten standen eng beieinander; ohne zu blinzeln schaute sie an Jehova Gott rauf, runter und wieder rauf, als sei er nicht furchterregend riesig und umzuckt von Geistesblitzen.

Ob es daran lag, daß Gott Feierabend hatte, also schon ein wenig erschöpft war von der Mühsal der Schöpfung, oder ob er, wie jeder wahre Künstler, doch etwas Stolz empfand beim Anblick seines für heute letzten Geschöpfes oder ob er, von plötzlichem Argwohn befallen, die Katze testen wollte, wer vermag das zu sagen. Jedenfalls ließ er die Lieder über seine großen, strengen, aber grundgütigen Augen sinken; seine langen Wimpern warfen den Schatten der Barmherzigkeit über das braunschwarzgestreifte Wesen, und Gott sprach: „Du bist mir wohlgefällig, Katze. Und da mich, ob meines an dir so offensichtlich gewordenen Talents im Tierekneten, gute Laune anwandelt, und du mir auch einen geschickten, unerschrockenen, hungrigen Eindruck machst, will ich, unter sämtlichen Kreaturen, die ich bislang schuf, dir allein ein Privileg gewähren. Du, Katze, darfst Mäuse fangen, denn an diesen dreisten Nagern wird es der Welt nicht mangeln.“

„Och“, maulte die Katze, „immer bloß Mäuse, das ist eine langweilige Kost“.

Da hob Gott schon ein wenig die Braue und räusperte sich, sagte dann aber mit nicht mehr ganz so milder Stimme: „Na gut, weil du es bist, und weil ich die Vögel, obwohl sie weder sähen noch ernten, ja doch ernähre, sei dir, die du ebenso wenig sähst und erntest, auch mal ein Vögelchen erlaubt.“

„Hm“, murrte die Katze, „jeden Tag Mäuse oder Vögel und am nächsten wieder Vögel oder Mäuse, das wird verdammt fad. Was iss'n mit Federmäusen?“

„Pah“, machte der Liebe Gott, du meinst wohl *Fledermäuse*?! Oder habe ich dich bloß falsch verstanden, weil du so eine kehlige Stimme hast? – Von mir aus; mach dich zum Affen vor der Eule, leg dich auf die Lauer, schlag dir die Nacht um die Ohren. Und sollest du wirklich einmal so ein Vampirchen erwischen, laß ihn dir schmecken, den erbärmlichen Happen aus Pelz, Haut und Knochen.“

Die Schwanzspitze der Katze begann zu wippen, aus ihrer nun erhobenen Pfote lugten die scharfen Krallen, was jedoch alles andere war als ein Zeichen eifriger Dankbarkeit. „Wenn es so ist, Gott“, fauchte die Katze, „werde ich eben auch den Menschen fressen.“

Hätte es ihm jetzt die Sprache verschlagen, wäre der Liebe Gott nicht der Liebe Gott. O nein, er schickte seiner Katze, während er tief Luft holte, einen Blick, der derart ungnädig war, daß sie wegsehen mußte; und dann polterte Gott los: „Bist du von Sinnen, du Bonsai-Bestie! Das kommt ja überhaupt nicht in die Tüte. Erstens habe ich den Menschen noch gar nicht fertig und zweitens wird der die Krone der Schöpfung. Menschenfressen ist verboten. Und Schluß.“

„Ich will aber! Ich will, ich will, ich will, ...“, schrie die Katze; ihre Augen glühten giftgrün, die Haare auf ihrem Buckel sträubten sich und knisterten, ihr Schwanz wogte hin und her wie eine Palme im Sturm. „Nein“, donnerte Gott. „Doch“, rief die Katze.

So ging das eine Weile. Schließlich wurde dem Lieben Gott bewußt, daß er sich seit einer halben Stunde mit einer Katze stritt. Er schämte sich, denn er mußte sich eingestehen, daß er, der er schließlich der Liebe Gott war, sich noch lächerlicher aufführte als das kleine Tier in seinem Zorn. War die Katze so anmaßend, weil sie so schön war? Oder war es genau umgekehrt? Und für allzu viel feinen Instinkt sprach es auch nicht, daß sie es wagte, von Minute zu Minute respektloser, fordernder, unleidlicher vor ihrem Schöpfer und auf dessen Nerven herumtrampeln. Womöglich, erkannte Gott selbstkritisch, ist mir die Miese doch nicht so wohl geraten, wie ich im ersten Moment geglaubt hatte. Aber da noch einmal nachbessern zu wollen, das ziemt sich nicht für ein Genie. Und außerdem weiß ich etwas, was die nicht weiß... Gott schielte rüber zu seiner Sanduhr; er wollte endlich ein Gläschen trinken und sich ausruhen für den letzten Tag der Genesis, an dem es den Menschen zu formen galt, der ja immerhin sein Ebenbild werden sollte. – Ergreif eine List, eitel wie die ist, fällt sie drauf rein, sagte er sich – und dann zur Katze: „Du hast gewonnen, Süße. Ich will mal nicht so sein. Meinetwegen, friß Menschen. Doch bevor Du einem von ihnen das Licht auspustest, sollst du drei Vaterunser für mich beten, aber ganz andächtig, langsam und deutlich, bis zum letzten Wort.“

„Au ja“, jubelte die Katze, „das kann ich. Und dann wird er verputzt, der Mensch.“

Graziös wie keine nach ihr, sprang Gottes Katze runter von der göttlichen Töpferscheibe, schlüpfte dem Herrn zwischen den Beinen hindurch und entwich in die sternklare Nacht.

Seither sucht die Katze unsere Gesellschaft, jagt die Mäuse in unserem Haus, Keller und Stall, legt uns Vögel vors Bett und ganz selten auch einmal eine Fledermaus. Und wenn der von ihr erwählte Mensch sich hinsetzt, um ein bißchen auszuruhen von *seinen* Werken, macht die Katze einen Satz in dessen Schoß, rollt sich zusammen, schließt die Augen, um sich besser konzentrieren zu können, und fängt gleich an die Vaterunser herunterzuznurren; sie betet und betet, und betet, schläft aber jedesmal dabei ein.

Vogelphobie

Weil wir zur falschen Stunde zum richtigen Treffpunkt gekommen waren, oder umgekehrt, und unsere Übersetzer Fjodor und Alexander verpaßt hatten, oder sie uns, saß ich mit einer Lyrikerin, einer jungen, naturblonden Schönheit aus Hessen, im Restaurant des Moskauer *Kursker Bahnhofs*. Ich hatte die Lyrikerin in dies Lokal manövriert, denn ich meinte, dass Fjodor und Alexander uns hier noch am ehesten finden würden, wenn sie uns überhaupt suchten, und die Lyrikerin, des Russischen nicht mächtig, war auf mich angewiesen, und so ihr nichts übriggeblieben, als mir Gesellschaft zu leisten.

Die Lyrikerin ließ sich eine Tasse Tee bringen; was sie dachte, weiß ich nicht. Ich trank ein schaumarmes, lauwarmes Bier und dachte an den hervorragenden, viel zu früh der "Russischen Krankheit" zum Opfer gefallenen Dichter Wenedikt Jerofejew und sein berühmtes Poem "Moskau-Petuschki", dessen Held, der Exbrigadier eines fünf Schnapsnasen zählenden Telefonkabelverlegekollektivs, sich sein Leben lang bemühte, einmal den Kreml zu sehen, im Suff aber immer wieder den Roten Platz verfehlte, und so eines Tages in eben dies Restaurant am "Kursker Bahnhof" geriet, wo er fürchtete,

daß der Kronleuchter auf ihn herabfallen könnte, weshalb er um 800 Gramm Sherry bat, doch es gab nur "Beef Stroganof, Torte und Euter".

Es war noch früh am Abend, das Lokal gerade mal halbvoll, und anders als zu Jerofejews-, also Sowjetzeiten, spielte kein Radio. Ich wußte nicht, was ich reden sollte zu der wegen des geplatzten Trefens mit den Übersetzern säuerlichen Lyrikerin, da kam in einem Rollstuhl ein wirr- und grauhaariger, dünner Mann kaum schätzbaren Alters an unseren Tisch gefahren. Des Mannes rangabzeichenlose Militärjacke steckte bis zum Stehkragen voller nicht sehr ordentlich geordneter Orden; um seine Beine schlotterte eine blaue Arbeitshose und er trug derbe Lederstiefel, obwohl schon beinahe Sommer war. Zwischen seinen Schenkeln hing, wie eine Schürze, ein großes kariertes Taschentuch, in dem ein paar Brotkrümel lagen; offenbar das Futter für den Spatzen, der jetzt vom Kronleuchter herabgeschwirrt kam und sich niederließ auf der linken Schulter des Mannes, der aus glänzenden Pupillen die Lyrikerin anstarrte.

"Oh", sagte ich, "Sie haben einen Spatzen. Wie ist das möglich!?" Ich war tatsächlich sehr erstaunt, denn ich weiß, daß der Mensch sich mancherlei gefiederte Gesellschaft zuziehen kann, doch ein zahmes Exemplar der überaus freiheitsliebenden Spezies Stadtsperling hatte ich noch nie gesehen.

Der Mann nahm den Spatzen von seiner Schulter, hielt das hell und gänzlich furchtlos piepsende Vögelchen nun lose in der Hand, antwortete mir aber nicht, sondern fragte die schöne Lyrikerin, ob sie vielleicht einen Schluck trinken wolle – auf seine und Flys Gesundheit. – Er sagte wirklich Fly. Ich dolmetschte, doch die Lyrikerin zog bloß ein belästigtes Gesicht, würdigte weder den Mann noch seinen Vogel eines Blickes und hielt eisern ihren roten Mund. Von Mal zu Mal dringlicher und lauter, schließlich richtig grob, wiederholte der wohl längst nicht mehr nüchterne Mann seine Frage, ob sie mit ihm trinke, vielleicht ja wenigstens einen Tee. Die Lyrikerin drehte ihre blauen Augen angeödet gen Kronleuchter. "Nun hab dich nicht so", zischte ich – und bestellte im nächsten Moment Sherry für den Mann und mich. "Ist von ihr. Sie selbst darf leider nicht, hat Diabetes", log ich. Aber der Mann ließ sich nichts vormachen; als die Kellnerin die beiden Gläser brachte, schüttelte er heftig seinen grauen Kopf, riß sich einen Orden von der Brust, dann noch einen und noch einen und noch einen..., und warf sie alle der Lyrikerin hin. "Geschenk", rief er wütend, "ich will dir das schenken!" – "Nimm die Dinger, lächle einmal, und laß uns abhauen", beschwor ich leise die Lyrikerin. Sie jedoch, ebenfalls zornig geworden, schob den Blechhaufen so weit als möglich von sich weg und fepte mit einer Stimme, die der des nun auch irgendwie aufgeregten klingenden Spatzen ähnelte: "No, it's enough, stop it."

Aller Augen waren auf uns gerichtet; die ersten hämischen Bemerkungen fielen. Der Mann, der jetzt blass war und schwitzte, rollte ganz nahe an die zurückweichende, mich dabei mit ihrem Hintern tiefer in die abgewetzte Sitzecke drängende Lyrikerin heran, drosch ihr seine rechte, noch immer den Spatzen umschließende Faust in den Schoß. "Für dich", brüllte er, "nimm Fly". – "Nein", kreischte die Lyrikerin.

Der Mann straffte seinen Oberkörper; einen Moment lang schien es so, als könne er sich aus dem Rollstuhl erheben. Die Lyrikerin legte schutzsuchend oder demonstrativ ihre Arme um mich, der Mann die Faust, die den Spatzen barg, auf den Tisch.

Ich weiß nicht, ob außer uns dreien noch jemand das kleine, trockene Knacken hörte. Der Mann zog seinen wilden Blick ab vom blonden Scheitel der Lyrikerin, die ihr Gesicht wie ein erschrockenes Kind in meine Achselhöhle drückte, und öffnete die Faust; von seinen schräg uns zugeneigten, blutleeren Fingern glitt der reglose Fly auf die Tischplatte.

Der Mann nahm seine Hand zurück, schüttelte, ehe er es einsteckte, die Krümel aus dem karierten Schnupftuch und warf sich, was ihm Schwung gab, gegen die Lehne des Rollstuhls, den er nun wendete. Die ruckartig eingeschlagenen Räder quietschten – bis der Mann durch die Tür war, – und für vielleicht drei Minuten herrschte Stille im Restaurant „Zum Kursker Bahnhof“.